



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Kunstteufel : modernes Mächen : erste Abtheilung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Kunstfidel.

Modernes Märchen.

(Von der Verfasserin der „Clementine“, „Jenny“ u. s. w.)

Erste Abtheilung.

Unser Jahrhundert ist, Dank der allgemeinen Aufklärung, so klug geworden, daß selbst der Leichtgläubigste nicht mehr erbebt, wenn man ihm von den Dingen erzählt, bei deren bloßer Nennung unsere Altvordern sich fromm bekreuzten. Mit den Gewölben der alten Kirchen, in denen die Leichen bewahrt wurden, ist der Gespensterglaube zerstört; und mit Moser's Entdeckung, daß auch die tiefste Finsterniß Licht enthalte, haben die alten Schrecken der Nacht für den Gebildeten aufgehört. Es ist ja eigentlich nicht finster um ihn her, er kann nur nicht sehen, daß es hell ist; und der Glaube an den unsichtbaren Tag, der ihn umgibt, muß ihn beruhigen, wenn er nicht zugestehen will, daß er des neunzehnten Jahrhunderts ganz unwürdig sei. — An den Teufel, der wie ein brüllender Löwe herumgeht und suchet, wen er verschlinge, an den Teufel denkt man nur selten; und fast würde die sündige Menschheit ihn vergessen, wenn nicht fromme Kanzelredner ihn, als ihren stärksten Bundesgenossen, zuweilen aus der Unterwelt heraufcitirten. Daß dies aber geschieht, ist weise und nöthig; denn der Teufel wandelt wirklich noch auf Erden und streckt nach manchem armen Menschenkinde seine gierigen Krallen aus, die er jetzt pfiffig hinter wohlglacirten Handschuhen verbirgt.

Schon Heinrich Heine, der doch gewiß Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, versichert uns, daß er ihm „beim spanischen Gesandten“ begegnet sei, und daß er „weder häßlich, noch lahm“, sondern ein „ganz charmanter Mann in seinen besten Jahren“ wäre. Natürlich! Der Teufel ist klug wie die Schlangen, und er wäre ja

ein dummer Teufel, wenn er nicht mit der Zeit fortzuschreiten verstände. Den Pferdefuß, Hörner und dergleichen Zierrathen hatte er schon zu Faust's Zeiten abgelegt. Damals erschien er im Mäntelchen von starrer Seide, die Hahnenfeder auf dem Hut; seitdem aber ist er noch moderner geworden und wandelt in mancherlei Gestalt umher, seelenraubend, ohne daß die Meisten es merken. Sie sehen einen Menschen zu Grunde gehen und denken, er ist eben durch seine Schuld zu Grunde gegangen. Der Teufel hat ihn geholt! das sagt man nicht mehr, das findet man unschicklich und lächerlich; und dennoch werde ich Euch eine Geschichte erzählen, die Euch beweisen soll, daß noch jetzt, im Jahre 184., trotz Strauß und Feuerbach, der Teufel umhergeht und die Menschen holt. Hört nur zu! —

Es war ein nordischer October-Abend, der Sturm heulte, helle Blitze fuhren durch die tiefe Dunkelheit und prasselnd schlugen Hagel und Regen gegen die kleinen Fenster einer verfallenen Schifferhütte, am Gestade der Nordsee. Drinnen saß der Schiffer, ein Mann mit wildverworrenem Haare, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte düster vor sich hin. Das Zimmer war kalt und wüß, wie nur gänzliche Armuth es kennt. Kein Feuer brannte auf dem Herde und eine Kienfackel, die zwischen die Spalten der Bretterwand gesteckt war, verbreitete ein flackerndes, ungleiches Licht über den Raum, auf dem Margarethe, die junge Frau des Schiffers, mit ihren Kindern saß.

Damals, als der Schiffer Klaus sein junges Weib heimgeholt, war es anders gewesen. Aus der Fremde in das Dorf gekommen, in dem Margarethe mit ihrer Mutter wohnte, hatte er viel Geld mitgebracht, das er als Bootsmann in fremden Diensten erworben hatte, Haus und Hof gekauft und — obgleich er alt war und rauh von Sitten — war Margarethe von vielen Dirnen beneidet worden um den reichen Freier. Gefallen hatte ihr der Bräutigam wohl eben nicht, doch da ihr Herz noch keine andere Wahl getroffen, war sie mit ihm zum Altar gegangen. Sie wollte ihn pflegen und ihm zu Diensten sein nach bestem Wissen; sie hoffte ihrer alten kranken Mutter einen Beistand zu schaffen durch den reichen Schwiegersohn und Schutz zu finden an ihrem Manne, wenn ihre Mutter einst sterben sollte.

Aber nur zu bald bereute Margarethe den Schritt, den sie gethan. Das Wohlgefallen an seiner jungen hübschen Frau ging bei dem alternden Mann schnell in Gleichgiltigkeit über. Der wüste Mensch konnte das ruhige Einerlei des häuslichen Lebens nicht ertragen, er wollte Abwechslung haben und griff im Wirthshause, in dem er die ganzen Tage verlebte, zum Spiel, das er immer geliebt. An ordentlichen Erwerb war bei solchem Leben nicht zu denken. Das mitgebrachte Geld wurde verspielt, Schulden zu Schulden gehäuft und nach ein Paar Jahren sah sich Margarethe mit den beiden Kindern, die sie geboren hatte, aus dem Häuschen vertrieben, das den Gläubigern ihres Mannes zufiel. Still fügte sich die arme Frau in das Unabänderliche. Sie hatte Niemand, dem sie ihre Leiden klagen konnte; die Mutter hatte der Gram über Margarethens Elend getödtet, und ihr Mann war ihr ein Fremder, dem sie nur mit Furcht sich nahte. Nur zu oft hatte sie es erfahren, daß jede Vorstellung, jede Bitte an dem harten Sinne ihres Mannes scheiterte, der weder ihrer, noch der Kinder gedachte und durch Genuß geistiger Getränke sich zu betäuben suchte, wenn ihm doch bisweilen das Gefühl des Unrechtes kam, das er beging.

Natürlich versank seitdem die kleine Wirthschaft, trotz Margarethens Fleiß und Sorgfalt immer tiefer in Armuth. Was sie mühsam erwarb, vergeudete ihr Mann schnell, und drückende Noth wohnte in ihrer Hütte, drückende Noth sprach aus den bleichen Zügen der einst so blühenden Margarethe, die sorgenvoll auf ihre Kinder blickte, wenn sie des langen, nahen Winters gedachte. Doch diese hatten keine Ahnung des Elends, das sie umgab. Der fünfjährige Hans blies lustige Weisen auf einer Pseife aus Weidenrinde, während die kleine Marie fröhlich in der dunkeln Ecke umhersprang.

— Still da! rief plötzlich der Alte dazwischen und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Kinder ängstlich zur Mutter flüchteten. Nimm dem Jungen die Pseife fort und laß die Rangen das Maul halten.

Margarethe that, wie ihr geheißen wurde, aber nur zu bald hatte der kindliche Frohsinn den Befehl vergessen, und das Scherzen und Springen begann aufs Neue, trotz der Winke der Mutter. Da fuhr der Vater mit erhobener Hand von der Bank empor, und Mar-

garethhe zog angstvoll die Kinder an sich, weil sie die rohe Wuth des trunkenen Mannes kannte und fürchtete.

— Nur nicht die Kinder! rief sie stehend und schob den Mann auf seinen Sitz zurück.

— Ich wollte, der Teufel holte sie und Dich! brummte Klaus. Aber die Welt ist so lumpig geworden, daß der Teufel selbst Nichts mit ihr zu thun haben mag. Sonst, wenn man nur den Augenblick recht abzupassen wußte, hatte man ein sorgenfreies Leben, Geld und Gut vollauf, und der alte Satan war ein geduldiger Gläubiger. Das ist nun auch vorbei! —

— Um Jesu willen, Mann, sprich nicht so gottlos und noch dazu in solchem Wetter! bat Margarethhe. Es ist eine gräßliche Nacht, und jeder Mensch weiß es, daß der Böse umgeht, wenn es im Herbst und Winter donnert und blitzt, wie heute. Wenn er erschiene! —

— Laß ihn kommen! hohnlachte Klaus und schauerte doch zusammen, als wieder ein heller Blitz durch das Fenster leuchtete und in demselben Augenblick ein großer Mann in der Thüre stand. Entsetzt starrten Alle ihn an. Er war mager, aber wohlgewachsen, hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und kleine rabenschwarze Augen; sein schwarzes Haar und der starke Bart machten ihn noch dunkler aussehen. Auch seine Kleidung war ganz schwarz, als ob er Trauer trüge; nur mitten auf seiner Brust funkelte ein blutrother Stein so hell und blendend, daß man unwillkürlich den Blick abwendete und Margarethhe nicht wußte, was ihr schreckhafter an dem Eintretenden erscheine: der Stein auf der Brust des Fremden, oder dessen eben so unheimlich leuchtende Augen.

— Habt Ihr Obdach für einen Reisenden? fragte der Fremde mit freundlicher, aber heiserer Stimme.

— Ja! antwortete Klaus, Obdach ist da, aber weiter Nichts, die Stube ist leer, wie Sie sehen.

— Thut Nichts! ich führe mit mir, was ich bedarf. Geht hinaus und laßt von meinen Dienern das Nöthige herbeischaffen. Mein Wagen steht vor der Thüre, und ich wundere mich, daß Ihr weder die Ankunft desselben, noch das Klopfen meiner Leute gehört habt.

— Bei diesem Wetter, bei dem Brausen des Meeres — wendete Margarethhe ein.

— O! das Wetter ist schön. Ich liebe solche Nächte zum Rei-

fen, und ich fehrte eigentlich nur aus Laune in Euerer Hütte ein, weil es mir vorkam, als ob mich eine Stimme rief. Indeß bin ich auch wohl müde! — Mit diesen Worten ließ sich der Fremde auf die Bank nieder und befahl dem Schiffer nochmals, die Diener zu rufen.

Klaus ging hinaus und trat gleich darauf mit zwei Mohren in feuerrother Livree in die Stube, welche allerlei seltsames Geräth und Gepäck trugen. Scheu zog sich Margarethe vor ihnen zurück, denn sie hatte niemals solche schwarze Menschen gesehen, und die Kinder verbargen sich weinend hinter der Mutter; nur Klaus blieb ruhig, er war von seinen früheren Reisen an den Anblick gewöhnt.

Geschäftig gingen die schwarzen Diener hin und her, stellten Feldstühle auf, deckten ein schönes Tuch über den alten wurmfichtigen Tisch, der in der Stube stand, setzten silberne Leuchter mit leuchtenden Kerzen darauf und schickten sich auf einen Wink ihres Herrn an, ein Abendbrod zuzurichten, als sie bemerkten, daß kein Holz auf dem Herde sei, um ein Feuer anzuzünden, und dies dem Herrn meldeten.

Da stand der Herr selbst auf, ging zu dem Herde, fuhr mit der flachen Hand darüber hin und plötzlich schlug knisternd eine helle Flamme empor, ohne daß Holz oder sonst etwas Brennbares dort vorhanden gewesen wäre. Es dauerte auch nicht lange, da stand der Tisch für fünf Personen gedeckt, mit köstlichen Speisen besetzt, und der Fremde forderte Klaus auf, mit Frau und Kindern an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen.

Klaus ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und auch die Kinder kamen herbei, gelockt von dem Geruch der ungekauten Leckerbissen.

— Kommt, meine Büppchen! sagte der Fremde und setzte sie neben sich. Kommt, nehmt, was Euch gelüstet und laßt es Euch schmecken.

Margarethe stand noch von fern. Ihr war die Verwandlung unheimlich, die plötzlich in ihrer Hütte vorgegangen war. Sie konnte kein Zutrauen zu dem Fremden fassen, sie fürchtete sich vor den Schwarzen und hätte es lieber gehabt, daß die Kinder auf ihrem Schooß an der trockenen Brodrinde genagt hätten, statt von dem vornehmen Manne mit Kuchen und Wein gespeist zu werden.

Aber Klaus und die Kinder wurden fröhlich und guter Dinge und ließen sich's wohl sein, während der Fremde gar nicht aß, sondern nur rothen Wein aus einer besonderen Flasche trank und Klaus um sein früheres Leben befragte.

Der erzählte und sprach von dem lustigen Bootsmannsleben, von der jetzigen Noth, und wie schwer es ihm falle, Weib und Kind zu ernähren. Er klagte, daß die Kinder eine wahre Plage für den Armen wären und daß er es gar oft bereut habe, nicht ledig geblieben zu sein. Als Margarethe diese Worte hörte, seufzte sie tief auf. Da wandte sich der Fremde, der ihrer vergessen haben mochte über des Alten Erzählung, zu ihr, als er den Seufzer vernahm, und fragte: Und machen Euch die Kinder wirklich solche Plage? —

— Plage? mir? — antwortete die junge Frau und trat näher; sie sind mein einziges Glück, und ich gräme mich nur, daß der Klaus sie nicht leiden kann. Mein Gott! die Kinder sind so hübsch, so gut und so klug! Alle Welt freut sich an ihnen, nur der eigene Vater nicht. Sie sollten nur hören, wie geschickt der Hans ist. Er bläset Alles nach, was der Leiermann spielt, und ist doch erst fünf Jahre alt, und die kleine Marie, die gar erst drei Jahre ist, kann auch schon Alles singen. —

— Ei! so macht mir doch Euere Künste vor, Ihr lieben Kleinen! sagte der Fremde, und die Kinder, die schon ganz dreist geworden waren, ließen sich nicht lange bitten, ihr gewohntes Spiel zu treiben. Aufmerksam und überrascht hörte der Fremde zu, lobte die Kinder, als sie aufgehört hatten, gab ihnen noch mehr Raschwerk und Wein zu genießen und hatte durch seine Güte für sie auch bald das Vertrauen der Mutter gewonnen. Sie setzte sich endlich am Tische nieder, genoß ein wenig von den Speisen, die man ihr reichte, und plauderte mit dem Fremden von ihren geliebten Kindern. Sie gestand, daß sie früher, als sie noch bei Mitteln gewesen, oft daran gedacht habe, den Hans zur Stadt in die Schule zu schicken und ihn, wenn Gott es gewollt hätte, wohl gar zum Prediger zu erziehen; nun sei das vorbei und es mache ihr Sorge, was aus dem Jungen werden solle. So ging es eine Weile fort, bis Margarethe bemerkte, daß die Kinder eingeschlafen waren, die von dem ungewohnten Weine getrunken und weit über die Schlafstunde gewacht hatten. Deshalb

stand sie auf, um die Kinder fortzutragen und sie auf das ärmliche Lager in der Nebenkammer zu betten.

— Hört, Klaus! begann darauf der Fremde, als die Frau mit den Kindern hinausgegangen war, hört, Klaus! Ihr thut mir leid und ich könnte Euch helfen. Ich möchte Euch eine hübsche Summe vorschießen; aber freilich, so lange Ihr die Kinder auf dem Halse habt, könnt Ihr immer nichts Rechtes anfangen. Doch auch dafür gäbe es Rath. —

— Was soll ich denn mit ihnen machen? Ersäufen kann man sie nicht und abnehmen, wird sie mir kein Mensch; es hat Jeder an den Seinen genug! lachte Klaus wild, dem der Wein allmählig auch zum Kopfe stieg.

— Es kommt darauf an! entgegnete der Fremde. Ich habe ein Paar hübsche Kinder verloren, und Euere Kleinen gefallen mir. Ich bin der Maestro del Arte und bin fern von hier in dem schönen Lande Italien zu Hause, bin reich und hochgeehrt. Wollt Ihr mir Euere Kinder überlassen, daß Ihr nie nach ihnen fragt, daß sie ganz mein Eigenthum werden, so nehme ich sie mit mir, und Ihr könnt verlangen, was Ihr zum Ersatz für sie begehrt. —

Klaus traute seinen Ohren nicht. Er sollte fordern, so viel er wollte, er sollte der Sorge für die Kinder ledig werden und vielleicht ein Leben führen, wie in dieser Stunde; das war mehr, als er gehofft. Er verlangte eine Summe, die ihm ausreichend schien, davon sein Leben hindurch in Freude und Ueppigkeit zu schwelgen; und als Margarethe zurückkehrte, hielt der Fremde die Hand hin, Klaus schlug ein und rief: Topp! der Handel gilt, so wahr es draußen auf dem Kirchthurme zwölf Uhr schlägt!

— Zwölf Uhr? fragte der Fremde, da wird's bald Zeit, an die Weiterreise zu denken; darum Klaus! unterzeichnet schnell hier diesen Kaufcontract und Ihr, liebe Frau! holt mir die Kinder, daß ich mich des neugewonnenen Besitzes versichere.

— Die Kinder schlafen, gnädiger Herr! wandte Margarethe ein, die kein Wort von dem verstand, was sie hörte.

— So führt mich an ihr Lager! befahl der Maestro, und Margarethe that bestürzt, wie er es verlangte. Mit brennenden Kerzen in den Händen folgten ihnen die Mohren.

Als sie in die Kammer kamen, beugte sich der Maestro selbstsam

lächelnd zu den Kleinen hernieder, enthüllte ihre Brust und fuhr, ehe die Mutter es gewahr wurde oder es verhindern konnte, mit einem kleinen Messer über die Brust des Knaben, die er blutig aufstizte und dann mit einer Salbe überstrich, welche der Diener ihm präsentirte. Ein Blitz flog grade durch die Fenster, dem ein furchtbarer Donner folgte, aber die Kinder schliefen ruhig fort, der Genuß des Weines mochte sie wohl betäubt haben.

Darauf wollte der Maestro sich eben der kleinen Marie mit seinem Messerchen nahen, als die Mutter ihm in den Arm fiel und erklärte, sie werde es nun und nimmermehr zugeben, daß auch das andre Kind so gezeichnet werde.

— Der Schreck allein, sagte sie, hat mich starr gemacht, daß ich Euch willfahren mußte. Was soll das blutige Zeichen auf der Brust des armen Hans? Was bedeutet es? Was habt Ihr mit meinen Kindern vor?

— Die Kinder sind mein! antwortete der Maestro. Ich habe sie erkaufte mit sieben Säcken Goldes, die Ihr in der Stube finden werdet; und ich habe nichts Böses mit ihnen vor. Eine Lyra habe ich dem Knaben auf die Brust geätzt und will auch so dem Mädchen thun, denn ich weihe die Kinder der Musik und werde sie berühmt machen in der Welt.

Bergebens waren Margarethens Bitten und Thränen, Klaus hielt sie mit starkem Arme fest. Auch der kleinen Marie ward die Lyra auf die Brust geätzt, dann wickelten die Mohren beide Kinder in kostbare Pelze und trugen sie in den draußen harrenden Wagen, wohin der Maestro ihnen folgte. Margarethe aber fiel besinnungslos zu Boden.

Am andern Morgen, als die Kinder erwachten, befanden sie sich schon weit von der väterlichen Hütte, in einer großen, volkreichen Stadt. Sie fragten nach der Mutter, verlangten weinend nach ihr, aber der Maestro wich ihren Fragen aus und gab ihnen Spielzeug, wie sie es nie gesehen, schöne Kleider, wie sie deren nie gehabt hatten. Sie wohnten in einem prächtigen Hause, sahen hinab in das bunte, geräuschvolle Treiben einer großen Stadt und vergaßen augenblicklich bald die Sehnsucht nach der Mutter, über all das Neue,

das ihnen hier begegnete. So blieb es viele Tage. Dann fuhren sie weiter und immer weiter und gelangten endlich nach Italien in die Vaterstadt ihres neuen Vaters, denn so mußten sie den Maestro nennen, der gar zornig wurde, wenn sie ihrer guten Mutter oder des alten strengen Vaters in seiner Gegenwart gedachten.

Als sie nun in der neuen Heimath waren, begann ein ganz anderes Leben. Das Haus des Maestro war groß und düster und außer den beiden Mohren und einer alten Haushälterin, die Fulvia hieß, betrat Niemand seine Schwelle. Schon am ersten Abend setzte der Maestro sich an ein Klavier und spielte lange Zeit und mancherlei Weisen darauf. Neugierig betrachteten die Kinder den Kasten, aus dem so herrliche Töne erklangen, und die tollen Fingersprünge des Maestro. Endlich brach der Knabe, nachdem er lange in sprachloser Wonne den neuen Klängen gelauscht, in die Frage aus, wie der Maestro das mache? was das für ein Leiterkasten sei? — Der sagte ihm, das sei kein Leiterkasten, sondern ein Klavier, und Giovanni, so nannte man den kleinen Hans jetzt, möge versuchen, ob er es nachmachen könne, auf demselben zu spielen. Mehr verlangte der Knabe nicht, und kaum verließ der Maestro das Zimmer, so stellte Giovanni sich vor das Instrument und probirte immerfort, bis es ihm gelang, auch hier, wie sonst auf seiner Weidenflöte, das Gehörte wiederzugeben.

Wie der Maestro das bemerkte, nahm er den Knaben, lehrte ihn die Noten kennen und Tonleitern spielen und befahl ihm, täglich zu bestimmter Stunde diese Uebungen zu machen und nicht eher damit aufzuhören, bis er selbst ihn davon abrufen würde. Giovanni gehorchte. Täglich setzte er sich mit Lust an die Arbeit, aber eine Stunde verging oft nach der andern, die kleinen Hände fingen dem Kinde an weh zu thun, und der Maestro kam nicht, ihn abzuholen. Das Schwesterchen durfte nie im Zimmer bleiben, oft brach die Dunkelheit herein, und dem Knaben ward dann so bange, daß helle Thränen über seine Wangen liefen und die lebhafteste Sehnsucht in ihm erwachte. Matt und traurig saß er fast immer da, wenn der Maestro kam und ihn abrief, um ihn an die wohlbesetzte Tafel zu führen, an der auch Marie ihrer wartete. Gewöhnlich sprach der Maestro, der in der Heimath noch viel düsterer und sehr schweigsam geworden, keine Silbe während der Mahlzeiten. Die Mohren ver-

richteten still ihren Dienst, die alte Haushälterin schnitt den Kindern ihre Portionen vor, und sie bekamen, so oft sie wollten, von dem feurigen Weine zu trinken. Dann, wenn man von der Mahlzeit aufgestanden war, ging man in das finstere Nebenzimmer, und hier setzte sich der Maestro an den Kamin, in dem, wie einst in der Hütte am Meere, auf seinen bloßen Wink, ein helles Feuer ausloderte. Dort schob die alte Fulvia den Kindern einen Schemel zurecht und hieß sie darauf niederstizen und schweigen, um den Herrn nicht in seinen Gedanken zu stören.

Marie, die täglich nur eine kurze Zeit am Klaviere zuzubringen brauchte, lief die übrige Zeit mit der guten Haushälterin, die ihr bald von Herzen zugethan war, durch Küche und Keller, lernte von ihr mancherlei nützliche Arbeit verrichten, ließ sich schöne Märchen von frommen Kindern und guten Engeln erzählen und gedieh fröhlich und blühend in kindlicher Unschuld. Der Maestro, der es gleich gewahr worden, daß Mariens Anlagen denen ihres Bruders nicht im entferntesten zu vergleichen waren, kümmerte sich außer den Übungsstunden nur wenig um sie und schien es nicht zu beachten, daß sie fast jeden Abend einschlief und von Fulvia fortgeführt wurde, wenn die Abendstunde am Kamine kaum begonnen hatte. Sie war dann müde vom Laufen und Springen, das ihr Fulvia am Tage verstatete, und schlief ruhig bis zum Morgen, von Engeln und Heiligen träumend.

So glücklich war Giovanni nicht. Wenn er fast Tag über allein am Klavier saß, suchte sein reger Geist nach Nahrung, seine Phantasie bevölkerte die Einsamkeit mit tausendfachen Gestalten und wenn die Schauerstunde am Kamin sich nahte, schlug sein Herz in angstvollen Schlägen. Der Maestro, den er fürchtete, saß ihm stumm gegenüber, blickte bald den Knaben, bald das Feuer an und wie dieses bei jedem Blick des Maestro heller aufknisterte, so traten in der Seele des Knaben immer wilder verworrene Gestalten hervor, so oft jener ihn mit den kleinen stechenden Augen ansah.

Was aber dem Knaben besonders entsetzlich schien, das war ein großer schwarzer Kater, der Liebling des Maestro, den er Abends immer auf den Knien hielt und dem helle Funken entsprühnten, sobald der Herr nur streichelnd sein Fell berührte. Oft, wenn Giovanni besonders fleißig gewesen, im Laufe des Tages, oft brach dann

nach langer Stille der Maestro das Schweigen und erzählte dem Schüler Märchen, bei denen das Haar des Knaben sich vor Entsetzen in die Höhe sträubte, und wieder trat dann tiefes Schweigen ein, aber die Seele des Knaben arbeitete rüstig fort.

Kein Mensch kann die Qualen nachempfinden, die dabei in Giovanni tobten. Er sah die Schreckgespenster, von denen der Maestro lächelnd, wie von lieben Freunden, erzählt hatte, an den Wänden auf und niedersteigen, sie näherten sich ihm, griffen nach ihm und drohten ihn zu erdrücken. Dann hätte er aufschreien mögen vor Todesangst, aber ihm war zu schweigen befohlen und er wußte, wie hart jede Uebertretung der Befehle gestraft wurde. So litt er schweigend fort, bis der Maestro sich erhob und den Knaben selbst zu Bett geleitete, wo seine absichtlich erregte Phantastie ihn immer noch lange wach erhielt.

Tage reiheten sich an Tage, und Monate an Monate in immer gleicher Weise. Die Zeit, welche Giovanni übend am Klavier zubringen mußte, stieg je länger, je mehr und der Maestro schien entzückt über die Fortschritte seines Schülers. Giovanni selbst spielte gar gern jene süßen Weisen, die vor seiner Seele schwebten, wenn er der fernen Mutter gedachte. Dann versuchte er es, ihre Stimme nachzuahmen und das Brausen des Meeres, das wie ein zauberisches Wiegenlied aus der Vergangenheit zu ihm herüberklang. Kam aber der Maestro dazu und hörte die Töne, so verwies er dem Knaben das thörichte Treiben, befahl ihm, fleißig seine Passagen und Etüden zu üben und schilderte, in den glänzendsten Farben, die Freuden und das Glück, das Giovanni genießen würde, wenn er durch fleißiges Studium einst ein Meister in der Musik geworden sein würde.

So war Giovanni zwölf Jahre geworden und Marie stand im zehnten Jahre. Auch sie hatte der Maestro in der Musik unterwiesen, auch sie hatte täglich viele Stunden übend zugebracht und eine gewisse Fertigkeit erlangt; aber es war ihr nur eine lästige mechanische Beschäftigung geblieben, an der ihr Geist keinen Theil hatte und der sie sich entzog, sobald sie konnte. Dem Giovanni hingegen war Musik das Element, in dem seine Seele lebte; sie war seine eigentliche Sprache und jeder Ton, der sein Ohr berührte, regte eine Welt von unklaren Ahnungen in ihm an, deren Gewalt er fast erlag. Er war groß über seine Jahre und sein langes dunkles Haar,

das in natürlichen Locken herabfiel, gab den bleichen, aber regelmäßig schönen Zügen des Knaben eine seltene Bedeutsamkeit. Giovanni war mit einem feurigen Geiste und mit dem regsten Gefühl geboren. Die unaufhörliche Beschäftigung mit der Kunst, die seine Nerven erregte, das einsame Leben in dem unheimlichen Hause und die furchtbaren Märchen des Maestro, das Alles hatte ihn noch empfindlicher gemacht und seine Phantasie geweckt und überreizt. Das war es aber grade, was der Maestro beabsichtigt hatte; und mit Freuden sah er, wie Giovanni erbebte und zugleich vor Wonne leuchtete, bei der Nachricht, daß er und Marie, an einem der nächsten Abende, in den Sälen des Marchese San Severino erscheinen und dort spielen sollten.

Der Marchese war ein Kenner der Kunst, ein Beschützer der Künstler, und der Maestro hatte es erlangt, daß seine Kinder, denn dafür galten Giovanni und Marie jetzt allgemein, dort zuerst Proben ihres Talentes ablegen durften, ehe sie dem großen Publicum vorgestellt wurden. Die beiden Tage, welche dem wichtigen Ereigniß vorangingen, mußte Giovanni fast ganz am Klaviere zubringen. und todtmüde und erschöpft legte er, als der Abend herankam, seine neue Kleidung an und stieg mit dem Maestro und Marie in den Wagen, der ihn in die Wohnung des Marchese führen sollte.

Eine große Versammlung erwartete die Kinder dort. Helle Girandolen strahlten ihr Licht von den Marmorwänden wider, schöne Frauen im glänzendsten Schmucke saßen im Kreise umher, und ganz bekümbt von der ungewohnten Umgebung setzte sich Giovanni an das Instrument.

Gleich die erste Piece, die er spielte, rief stürmischen Beifall hervor, der in der Seele des Knaben ein ungekanntes, belebendes Gefühl erweckte. Man verlangte dringend ihn gleich noch ein Mal zu hören, und die Furcht vor dem Maestro, die ganze Versammlung vergessend, berauscht von dem Glanz, der ihn umgab, von dem Beifall der Zuhörer begeistert, berührte der Knabe abermals die Tasten und strömte in freien Phantasien die Gefühle aus, die ihn bewegten. Da kamte der Enthusiasmus der Versammlung keine Grenzen. Man pries den Vater glücklich, diesen Sohn zu besitzen; man weiffagte dem Knaben die glänzendste Zukunft; die schönsten Frauen küßten Augen und Hände des Knaben, der glühend dem Zimmer enteilte

und hinaus flüchtete in den Garten, als der Maestro Marie an das Instrument rief.

Eine Weile ging Giovanni in der warmen Sommernacht umher. Wenig nur war er in das Freie gekommen, seit er die Heimath am Meeresstrande verlassen, wo er vom Morgen bis zum Abende unter Gottes freiem Himmel gelebt. Wohl hatte der Maestro oder die alte Fulvia die Kinder zuweilen hinausgeführt auf die Straße, aber man hatte sie ängstlich bewacht, daß sie nicht Schaden nehmen, und nach kurzer Zeit sie zurückgeführt in das enge Haus, das Giovanni dann immer wie ein Kerker erschienen war.

Wie sehnsüchtig hatte er oft aus seinem Fenster emporgeblickt zu dem leuchtenden Sternenhimmel, wie durstig den duftigen Hauch des Abendwindes eingesogen, der süße, fremde Gerüche zu ihm herüber führte. Jetzt war er endlich in der schönen Natur allein, und weinend vor Glück und Freude warf er sich auf eine Rasenbank nieder und drückte das brennende Gesicht in das thaubefeuchtete Gras.

Da fühlte er sich leise von zwei kleinen Händchen berührt, und eine kindlich süße Mädchenstimme fragte: Warum weinst Du, schöner Giovanni?

— Ich weine nicht, ich freue mich nur, weil es hier gar so schön ist, antwortete der Knabe, während doch helle Thränen aus seinen Augen fielen.

— So bleibe hier, bat das Mädchen. Bleibe bei mir, Giovanni; die Rasenbank ist mein und all die Blumen sind mein und ich will Dir Alles geben, wenn es Dir gefällt.

— Wer bist Du? fragte Giovanni und ergriff des Mädchens Hände.

— Ich bin Cornelia und der Marchese ist mein Vater! weißt Du das nicht? Mein Vater wird Dich auch lieb haben, wenn ich ihn bitte, also bleibe nur bei uns.

Und Giovanni versprach es. Er erzählte dem kleinen Mädchen von dem traurigen Leben in dem Hause seines Vaters, von der guten alten Fulvia, bei der er fast niemals bleiben dürfe, wie Marie. Er klagte über den garstigen Vater und die häßlichen Mohren; er sagte, wie er so gar einsam sei und viel lieber hinaus möchte, mit andern Knaben zu spielen im Freien, statt am Kamin die schreckhaften Märchen des Maestro zu hören. Und Cornelia, um ihn zu trö-

sten, schloß ihn, vor ihm niedergekniet, in ihre Arme und drückte zärtlich ihren Mund auf seine bleichen Lippen. — Plötzlich leuchteten Fackeln durch die Nacht und die Gesellschaft stand vor der kindlichen Gruppe.

— Bei Gott! rief der Marchese lachend, Cornelia ist meine rechte Tochter! Sehen Sie, meine Freunde, wie sie die Kunst in dem jungen Künstler anbetet. Ich hätte das dem achtjährigen Kinde nicht zugetraut.

Die Andern stimmten in das Lachen ein, man neckte Cornelia damit, daß nach Jahren mancher Nobile den kleinen Giovanni um diesen Augenblick beneiden werde, und beschämt, sie wußten nicht weshalb, trennten sich die Kinder und schlichen davon.

Wie mit einem Zauberschlag drang jetzt die Nachricht von den Wunderkindern des Maestro durch Italien. Schon nach wenigen Tagen traten sie auf dem größten Theater der Stadt auf und erregten auch hier die höchste Bewunderung. In jeder Zeitung erscholl das Lob von Giovanni's und Maria's seltenem Talent; denn der Enthusiasmus für den Knaben war so groß, daß er die Leute auch für Maria's mittelmäßige Leistungen bestach. Alle Welt sprach von den Wunderkindern, die von der Natur gleichsam für die Kunst prädestinirt worden, da Beide mit dem Zeichen der Lyra auf der Brust geboren waren; überall wollte man sie sehen und hören.

Das machte den zweiten Abschnitt in dem Leben der Geschwister. Von jetzt ab zog der Maestro mit ihnen von Stadt zu Stadt; wie im Fluge wurden die schönsten Gegenden Italiens durchheilt. In jedem größern Orte wurde ein Instrument aufgestellt, und Tag über mußten die Kinder üben, bis sie am Abend irgend einer glänzenden Versammlung vorgeführt und mit Beifall überschüttet wurden. Der Maestro häufte Schätze auf, aber für diejenigen, die diese Schätze erwarben, erwuchs keine Freude daraus.

Giovanni's scharfem Auge konnte es nicht verborgen bleiben, daß andere Knaben seines Alters Kenntnisse besaßen, die ihm fehlten, daß sie Vergnügungen kannten, die man ihm vorenthielt. Er ver-

langte die wachsende Körperkraft zu üben, den Strom zu durchschneiden mit seinen Armen, die Gipfel der Bäume zu erklimmen, und auszutoben in tüchtiger Uebung den Drang nach Bewegung, den er in sich fühlte. Davon aber wollte der Maestro Nichts wissen. Die kleinste Verletzung eines Fingers, die kein Anderer beachtet hätte, wurde für Giovanni gefürchtet, weil sie ihn abhalten konnte, sich hören zu lassen, und der Maestro betrachtete ihn wie ein Capital, das er ängstlich hütete, um damit zu wuchern. Auch die ernstern Studien, die Giovanni machen wollte und so oft er nur Anleitung fand, wirklich machte, waren dem Maestro nicht lieb. Sie hielten Giovanni von den Klavierübungen zurück und entwickelten den Verstand auf Kosten der Phantasie, die der Maestro mit zu den Eigenschaften zählte, aus denen er den größten Vortheil zog. Geschickt wandte er deshalb Alles an, diese gefährliche Göttergabe zu nähren und zu erhalten und nur zu bald hatte er, durch seine Erzählungen, die Sinne des Knaben erregt und die Unschuld seines Geistes zerstört.

Je länger dieses Treiben dauerte, je mehr Giovanni heranwuchs, je qualvoller schien ihm das Leben, das er führen mußte. Er war es müde, von jedem Neugierigen die Wunderlyra auf seiner Brust betrachten zu lassen; er erinnerte sich deutlich des Abends, an dem man ihn von seiner Mutter fortgerissen, er glaubte zu wissen, daß man ihm damals die Lyra auf die Brust geägt, denn er erinnerte sich, daß er sie einst als etwas Fremdes an sich betrachtet hatte. Aber von seiner Mutter sollte er nicht sprechen, und schweigen mußte er zu dem Betrug, den der Maestro mit der angeborenen Kunstweihe der Kinder verübte. Er liebte die Kunst; doch die Weise, in der er sie ausüben mußte, war ihm verhaßt. Kaum sechszehn Jahre alt, hatte er halb Europa durchreist und kannte doch Nichts von der Welt, als die Zimmer einiger Kunstliebhaber, die Konzertsäle und die Theater, in denen er gespielt.

Oft sehnte er sich in das Leben hinaus und in die kältere Heimath, wenn sein junges Blut wild durch die Adern zu rollen begann und der Maestro ihn an die kleine Cornelia erinnerte, die ihn einst in ihre Arme geschlossen. Wie eine Himmelserscheinung hatte sie damals in sein Leben geleuchtet und die erste unverständene Liebesahnung in der poetischen Seele des jungen Künstlers geweckt. Zu

seinen Eltern wollte er fliehen oder zu ihr; und allmächtig erwachte in ihm der Wunsch, sich zu befreien.

Mit dem Muth eines Mannes trat er vor den Maestro und erklärte ihm, wie er das ganze Lügengewebe zerreißen, es aufdecken werde, daß er nicht der Sohn des Maestro, nicht mit der Lyra geweiht, geboren sei, und daß er fort wolle zu der Heimath seiner Eltern.

Da flammte der Zorn des Maestro empor, doch er bezwang ihn und sprach mit höhrender Freundlichkeit: Gemach, gemach, mein Söhnchen! weißt Du denn auch, daß Deine zärtlichen Eltern Dich und Marie verkauft, daß sie Euch, um sieben Säcke Goldes, für ewig zu meinem Eigenthum gegeben haben?

Giovanni erbehte, aber sein Muth verließ ihn nicht. So werde ich durch meine Kunst die Mittel mir erwerben, mich und Marie loszukaufen von Euerer Tyrannei, sagte er fest.

— Deine Kunst? mein Söhnchen, die Kunst ist mein, weil ich sie Dich lehrte, Deinen Körper hat man mir verkauft, sieh selbst hier den Contract, den Dein Vater unterzeichnet — und was Du jetzt bist, das ist mein Werk, und darum mein. Auch wird Dir Niemand glauben, daß Du nicht mein Sohn bist; denn noch in diesem Moment verbrenne ich den Contract, den einzigen Beweis des Gegentheils; und Marie wird Dir nicht folgen. Sie ist zufrieden mit ihrem Geschick und hat die Eltern vergessen, weil Fulvia ihr Mutter ist.

— So führt mich wenigstens in die Heimath, laßt mich nur einmal die theuere Mutter umarmen, flehte der Jüngling.

— Deine Mutter starb aus Gram über Euere Entfernung; Dein Vater hat sich selbst den Tod geholt, Dank dem fröhlichen Leben, das die sieben Säcke Goldes ihm bereiteten; Du wirst also schon ferner bei mir bleiben müssen, denn Deine Heimath ist fern und ich bin Dein Herr und Deine Welt. —

Giovanni starrte vor sich nieder. Ein tiefer Schmerz zuckte durch seine Brust. Es war, wie der Maestro gesagt. Seine Eltern waren todt und er war verkauft, das Eigenthum, der Sklave eines Andern. Dieser Gedanke drückte ihn fast zu Boden und verleidete ihm Alles, besonders die Ausübung der Kunst, weil der Maestro sie ihn gelehrt, den er haßte. Weder die Vorstellungen, noch die Droh-

ungen desselben konnten ihn bewegen, seine musikalischen Studien fortzusetzen, sich vor dem Publicum hören zu lassen, und der Maestro mußte sich begnügen, Maria zu produciren. Freilich war sie nur eine mittelmäßige Künstlerin, im Vergleich zu Giovanni; aber ihre jugendlich erblühende Schönheit, die Naivetät, mit der sie die Galanterien der jungen Männer aufnahm, und die sichtliche Freude, mit der sie der Beifall der Menge erfüllte, sicherte ihr diesen ein für alle Mal. Wenn sie in dem neuen Puz, den ihr Fulvia sorgfältig bereitete, vor dem sie begründenden Publicum erschien, war sie ein Bild der vollsten Zufriedenheit und Freude.

Auch war sie es, die der Maestro fast täglich absendete, um Giovanni's Starrsinn, wie er es nannte, zu überwinden. Aber vergebens. Der Jüngling blieb bei dem Gedanken, er sei ein gekaufter Sklave und ein solcher nicht würdig, die freie Kunst zu üben, selbst wenn er sie leidenschaftlich liebe.

Da beschloß der Maestro einen anderen Weg einzuschlagen. Er ließ Giovanni zu sich rufen und sprach also zu ihm: Du weißt, Giovanni! daß Du mein bist und doch gelüftet Dich noch nach Freiheit; so sollst Du frei sein von heute ab. Was Du erwirbst, soll Dein sein; was Dich lockt, das sollst Du genießen, gehen und kommen sollst Du, wie Du willst; nur der Kunst mußt Du treu bleiben und mir Dein Leben lang. Das schwöre mir, und ich will statt Deines Herrn Dein Sklave sein und Dich nach einigen Jahren auch nach der Heimath begleiten, wenn Du es dann noch willst.

Giovanni traute seinen Sinnen nicht; aber der Maestro wiederholte den Vorschlag nochmals und forderte Giovanni auf, den Eid zu leisten oder lieber ein Schreiben zu unterzeichnen, das er ihm zu dem Zwecke vorhielt. Giovanni durchslog es und es enthielt Nichts, als was der Maestro gesagt. Freudig eilte der Jüngling, seine Unterschrift zu machen, der Maestro aber sagte: Gilt es Dir gleich, mein Freund! so riße ich Dir den Finger und Du unterzeichnest mit Deinem Blute. —

Giovanni sah ihn betroffen an; aber jener wußte einen Scherz daraus zu machen, begnügte sich mit der gewöhnlichen Unterschrift, der Vertrag ward geschlossen und, um sich von der Wahrheit dessel-

ben zu überzeugen, verlangte Giovanni, noch heute den Ort zu verlassen, an dem sie lebten.

— Und wohin willst Du gehen? fragte der Maestro.

— Nach Italien zurück.

— Cornelia ist im Kloster, wie ich zufällig weiß, um ihre Erziehung zu vollenden, warf der Maestro hin und lockte damit eine glühende Röthe auf seines Schülers Wangen hervor, der sich abwendete und befangen sagte: So möchte ich nach Paris. —

Im Moment befahl der Maestro, zu packen und noch an demselben Tage waren sie auf dem Wege nach Frankreichs Hauptstadt. Dort wollte der Jüngling sich seiner neuen Freiheit bewusst, dort mußte seinem erwachten Ehrgeiz neue Nahrung werden.

Raum in Paris angelangt, ward Giovanni der Held des Tages. Man strömte herbei, um ihn zu hören, die ersten Zirkel rangen nach der Gunst, ihn zu bestizen, und die schönsten Frauen erstrebten die Liebe des genialen Jünglings. Da fing das Bild der Heimath und der todten Mutter zu verbleichen an, und auch die Erinnerung an die kleine Cornelia kam seltener und immer farbloser in seinen Sinn.

Giovanni fühlte sich frei, er glaubte sich auf der Höhe des Lebens. Ruhm, Ehre und Reichthum krönten seine schöne Stimme, die Liebe kam ihm auf allen Wegen entgegen und er stürzte sich glühend in das Meer von Genuß. Das sah der Maestro mit sichtlichem Vergnügen. Er spielte fast den Diener des Jünglings, er machte den Liebesboten, so oft es dessen bedurfte, und wußte jede Schwierigkeit zu heben, die sich zwischen Giovanni und dessen Wünsche stellte. Gab es irgend einen Sinnengenuß, den Giovanni nicht kannte, so war es der Maestro, der ihn darauf hinwies und ihn antrieb, nur an sich zu denken, ohne Rücksicht auf Gott und Menschen, die Giovanni in solcher Schule bald vergessen und gering schätzen lernte. Er hatte den Glauben an Gott längst verloren und die einzige Gottheit, die er verehrte, war die Kunst. So gingen einige Jahre in wildem Rausche dahin; und das Publicum, das seine Vorliebe für den genialen Künstler, für den excentrischen Jüng-

ling fast bis zur Anbetung trieb, verlangte immer aufs Neue ihn zu hören.

Und wieder einmal hatte sich ein glänzender Kreis um ihn versammelt. Man harrete des jungen Künstlers, der freudig und sieggewohnt eintrat und sich unter dem lauten Beifallklatschen der Menge an dem Instrumente niederließ. Eine freie Phantastie sollte das Publicum entzücken.

Und Giovanni gedachte des schönen Weibes, das gestern in seinen Armen geruht, ihres flammenden Auges, ihres schwellenden Mundes; und die unaussprechliche Wonne jener Stunde durchbebt seine Nerven, daß, wie von Geistern belebt, seine Finger über die Tasten flogen. Athemlos hörte die Menge ihm zu. Süßes Liebesgeflüster und glühende Lust klangen aus den Tönen. Da, mitten in dem Rausche der wollüstigsten Erinnerung, mitten in den bacchantischen Klängen, die er hervorrief, war es ihm plötzlich, als ob eine unsichtbare Gewalt seine Hände leite, und unwillkürlich spielten seine Finger ein einfaches Lied, wie die Schiffer es an den nordischen Gestaden zu singen pflegen. Giovanni hielt überrascht inne. Die plötzliche Pause wirkte wunderbar auf seine Zuhörer. Ihm war, als kenne er den Ton, als habe er das Lied gehört. Er fühlte sich verwirrt, wollte zurückkehren zu der früheren Gedankenreihe, aber wieder und immer wieder klang jene einfache Melodie an sein Ohr. Und nochmals hielt er inne, Thränen perlen in seinen Augen, er hatte, ohne es zu wollen, das Lied wieder gefunden, mit dem die Mutter ihn in den Schlaf zu singen pflegte, in der kleinen Hütte am Meere. Er hatte ihrer lange nicht gedacht. Jetzt stand sie verklärt an seiner Seite, sie selbst hatte ihm das Lied gesungen. Flüsternd bat sie den Sohn, ihrer zu gedenken, sie beschwor ihn abzulassen von dem Pfade, den er betreten. Sie sprach ihm von den fröhlichen Spielen seiner schuldblosen Kindheit und immer milder wurden die Töne unter seinen Händen. Er hörte wieder das Brausen des Wassers, er griff nach dem flüchtigen Schaume der Wellen, die Unendlichkeit des Meeres bewegte sich vor seinen Augen, er blickte aufwärts vom Meere zu dem Sternenhimmel und laut rief es in seiner Seele: es lebt ein Gott, wir leben jenseit der Sterne! — Und seine Mutter faltete fromm die Hände und legte sie wie segnend auf das Haupt ihres Sohnes.

Grenzboten 1844. II.

Wahre Himmelsmelodien klangen aus den Saiten, kein fremder Laut unterbrach die wundervollen Töne. Die Versammlung, die ganze Gegenwart war vor Giovanni versunken; er war selig im Anschauen der geliebten Mutter. Er wollte noch einmal zu ihr emporsehen — doch wehe!

Der Maestro hatte sich seinem Stuhle genähert und flüsterte leise in Giovanni's Ohr: Wenn Du von der schönen Rosa kommst, erwartet man Dich bei Frascati.

Eine grelle Dissonanz zerriß die süßen Töne, die Mutter und die schuldlose Jugend verschwanden vor seinen Blicken. Ruhm und Genuß winkten ihm lockend, er sah Haufen Gold durch die Hände der Spieler gleiten, die Liebe bot ihm blühende Kränze und warf Königstöchter liebeglühend in die Arme des Künstlers. Der Becher des Lebens schäumte vor seinen Lippen — da mußte freilich die Kindheitserinnerung erbleichen. Wild wogend rauschten die Töne, ein leidenschaftlicher Schluß krönte den Vortrag. Giovanni sank erschöpft in den Stuhl zurück und das Auditorium erklärte ihn für den ersten Musiker der Welt.